

VI. Forschungsperspektiven

In den vorausgegangenen Abschnitten wurde die Theoriegeschichte der Historischen Soziologie hin zu einer ereignis- und prozessbasierten Soziologie in ihren wesentlichen Aspekten nachgezeichnet. Kommen wir zum Abschluss auf die Frage, welchen weiteren theoretischen und methodischen Problemen, Herausforderungen und Aufgaben sich die Historische Soziologie zurzeit stellt.

Es besteht häufig noch ein Hiatus zwischen Historischer Soziologie und allgemeiner Gesellschaftstheorie. Die Gesellschaftstheorie stellt einen eher abstrakten, universalen, teilweise auch evolutionistisch eingefärbten Begriffs- und Theorieapparat zur Analyse soziohistorischer Entwicklungen zur Verfügung (um nur einige Vertreter zu nennen: Talcott Parsons, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Richard Münch, Günter Dux – vgl. die Beiträge in Welz/Weisenbacher 1998). Sie ist eher lose mit der Ereignis- und Strukturgeschichte gekoppelt und benutzt historische Phänomene zu Zwecken der Exemplifikation sowie der Illustration. Die Historische Soziologie ist dagegen stärker an die Geschichte und die Geschichtswissenschaften gekoppelt. Beide trennt eine Kluft. Dies hat einerseits eine *Theoriearmut* zur Folge: Zentrale Konzepte der soziologischen Theorie (beispielsweise die soziale Differenzierung oder die funktionale Differenzierung, der Rationalisierungsprozess und seine Paradoxien, Integrationsprozesse) werden in der Historischen Soziologie im engen Sinne kaum aufgegriffen. Ihre Perspektive ist begrenzt, ihr theoretischer Apparat beschränkt. Die Kluft hat andererseits eine *Empiriearmut* zur Folge: Klassische gesellschaftstheoretische Konzepte können historisch-soziologisch nicht fruchtbar gemacht werden (selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen, die Theorie und Geschichte miteinander zu verbinden wissen, z.B. die Werke von Norbert Elias und Michael Mann). Es ist Aufgabe der Historischen Soziologie, beide Richtungen in ein symmetrisches Verhältnis zu bringen und damit Schritte hin zu einer soziologischen Geschichtsschreibung zu unternehmen.

Das gilt damit auch für das Verhältnis von Historischer Soziologie und Differenzierungstheorien. Die Differenzierungstheorie

in ihren verschiedenen Formen sozialer Differenzierung (Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung, Sozialintegration und Systemintegration, Lebenswelt und System oder Interaktion, Organisation und Gesellschaft) oder funktionaler Differenzierung stellt die dominante ›Metaerzählung‹ der Gesellschaftstheorie dar. Auch sie hängt historisch-soziologisch ›in der Luft‹ und wird im Grunde genommen traditionell ›developmentalistisch‹ begründet, also im Sinne der älteren Evolutionstheorie als eine Stufen- oder Stadientheorie: ›History doesn't matter‹. Eine historisch-soziologisch befruchtete Differenzierungstheorie aber wäre auch in der Lage, den Geschichtswissenschaften eine Differenzierungstheorie jenseits von axiomatischen Setzungen zu bieten. Denn auch dort werden gesellschaftliche Differenzierungsmuster gesetzt und eben nicht historisch begründet, beispielsweise in der diesbezüglich an Weber und Habermas orientierten »Deutschen Gesellschaftsgeschichte« von Hans-Ulrich Wehler (1987-2003) mit ihrer Ausrichtung an den ahistorisch eingeführten Achsen Kapitalismus, soziale Ungleichheit, politische Herrschaft und Kultur.

Einen sehr starken theoretischen Nachholbedarf hat die Historische Soziologie in Bezug auf ›Zeit‹. Dies gilt weniger, aber auch, für die Geschichtswissenschaften. Denn die Kompaktbegriffe ›Prozess‹ oder ›Geschichte‹ werden nur selten hinsichtlich ihrer temporalen Grundkategorien untersucht. Welches Zeitverständnis braucht man, um ›Geschichte‹ betreiben zu können, und welches, um ›Prozesse‹ untersuchen zu können? Wenn man diesen Fragen nachgeht, dann wird deutlich, dass die Geschichtskategorie nicht in der Prozesskategorie aufgehen kann. *Prozesse* lassen sich identifizieren mit Hilfe der Unterscheidung von *vorher/nachher*, *Geschichte* lässt sich nur gewinnen mit Hilfe der Unterscheidung von *Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft* und den dadurch gewonnenen Möglichkeiten, diese Unterscheidung in jene Unterscheidung wieder einzuführen, also in der Vergangenheit eine vergangene Zukunft oder eine vergangene Vergangenheit differenzieren zu können. Mit Luhmann (1975b) kann man dies als Mehrfachmodalisierung der historischen Zeit begreifen. Nur dann eröffnet sich für den Akteur wie für den historischen Beobachter der Raum der Geschichte als ein Raum der Kon-

tingenz, als ein Raum des Möglichen, in dem sich Ereignisse, Handlungen, Entscheidungen und ihre Folgen konstituieren können. Dies sind keine müßigen Überlegungen. Denn von diesen Temporalschemata hängt es ab, welche Formen der ›Geschichtsschreibung‹ damit auch für die Historische Soziologie möglich werden. Die Historische Soziologie, angefangen von der doch etwas schlichten Entgegensetzung von Prozess versus Struktur in den 1960er und 1970er Jahren (beispielsweise bei Elias 1977), scheint oftmals der Überzeugung gewesen zu sein, die Prozesskategorie sei ausreichend, um der Historischen Soziologie eine historische Dimension zu verleihen. Das ist aber nicht der Fall. Gerade auch die von den meisten Historischen Soziologen geforderte Mikrofundierung ist auf Mehrfachmodalisierungen angewiesen.

Damit wird ein weiteres Desiderat der Historischen Soziologie offensichtlich. Sie hat es trotz der Vorarbeiten von Max Weber (vgl. S. 22) oder den geschichtsphilosophischen Reflexionen von Georg Simmel (1989b) und den Überlegungen von Niklas Luhmann (siehe S. 45) bisher erfolgreich vermieden, sich mit der Frage auseinander zu setzen, was eigentlich ›Geschichte‹ ausmacht, worin die Einheit von Geschichte besteht, wenn es denn eine solche gibt. Sie setzt in der Regel auf die Faktizität des Gewesenen und auf die Kraft der Kausalität. Sie verfügt also nicht über eine soziologisch imprägnierte Geschichtstheorie, die auch Alternativen in der theoretischen Analyse jenseits der verschiedenen Kausalanalysen aufzeigen könnte.

In forschungsthematischer Hinsicht stellt die De-Europäisierung eine große Herausforderung dar. Die Historische Soziologie war von ihrem Beginn an auf die Untersuchung der Gesellschaften europäischen bzw. nordamerikanischen Typs fokussiert. Selbst dort, wo andere Gesellschafts- und Kulturformationen mit aufgenommen wurden, dienten sie als Negativfolie in einem asymmetrischen Vergleich. Eine zukünftige Aufgabe der Historischen Soziologie könnte in einer Provinzialisierung Europas (vgl. Chakrabarty 2000) bestehen und dabei auch den folgenden Punkt berücksichtigen:

Die Zentralmethode der Komparation muss neu justiert werden. Nicht nur in thematischer, sondern auch in methodischer

Hinsicht ist die Historische Soziologie eng an den Geschichtswissenschaften orientiert. Der historische Vergleich dominiert nach wie vor die Historische Soziologie. Historische Vergleiche weisen stets ein nicht zu überwindendes, reifizierendes Moment auf. Schon durch die Wahl von Vergleichsebene oder von Vergleichsobjekt werden in der Regel methodische Artefakte produziert, die sich kaum mehr kontrollieren lassen. Gegen den methodischen Vergleich hat es, wie dargestellt, schon immer Einsprüche in der Historischen Soziologie gegeben, sei es aus der idiographischen Position, sei es von den Vertretern der Weltsystemanalyse. Beide aber stellen keine Alternativen dar. Die Idiographie begrenzt das Forschungsspektrum, die Weltsystemanalyse begrenzt das theoretische Spektrum der Historischen Soziologie. Und wenn man gewisse methodische Prinzipien, etwa Galton's Prinzip der Unabhängigkeit der Vergleichsfälle (vgl. S. 85) beachten will, so dürfen der komparativen Soziologie über kurz oder lang die Vergleichsfälle ausgehen. An die Seite der synchronen Komparatistik sollte das Konzept der diachronen Beziehungsgeschichte treten. In den Geschichtswissenschaften wird dies zur Zeit unter den Stichworten »Transfergeschichte«, »transnationale Geschichte«, »connected history«, »shared history« oder »histoire croisée« (vgl. Werner/Zimmermann 2002) diskutiert. Aber die Soziologie kann Vorbilder auch in ihrer eigenen Theoriegeschichte finden (siehe Tenbruck 1972, 1986). Diese Beziehungsgeschichte geht der Frage nach, wie sich historische Prozesse wechselseitig bedingen und beeinflussen und darin ihre singuläre Gestalt gewinnen. Nehmen wir als Beispiel die Sozialpolitik: Herkömmliche Vergleichstechniken würden die Entstehung und Entwicklung von sozialstaatlichen Konzepten in unterschiedlichen Ländern anhand verschiedener Variablen untersuchen und Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede herausarbeiten. Eine Historische Soziologie, die die Interdependenz- und Beziehungsgeschichte in den Vordergrund stellt, würde hingegen verfolgen, wie Problemlösungen transferiert werden und sich in ihrem Setting selbst zu ihrer singulären Gestalt entwickeln.

Eine offene Frage, der wir uns bisher nicht gestellt haben und die hier nur angerissen werden kann, stellt die »Datenebene« der Historischen Soziologie dar. Gewohnt, sich auf die Quellenanaly-

sen der Geschichtswissenschaft zu verlassen und somit, wie schon von Georg Simmel betont, im Verhältnis zu den Geschichtswissenschaft die Position einer Wissenschaft 2. Ordnung bzw. diejenige einer eklektischen Wissenschaft (vgl. Simmel 1989a) einnehmend, wird diese Frage in der Historischen Soziologie übergangen. Dabei vertraut man, wie gehabt, auf die einfache Arbeitsteilung mit den Historikern – die einen liefern das Material, die anderen die theoretischen Werkzeuge. Aber diese Auffassung ist natürlich viel zu einfach und hat zu keiner Zeit die forschungspragmatische Realität wiedergegeben. Die Geschichtswissenschaften stellen nicht die Empirie der Soziologie dar. Die Historische Soziologie sollte die ›Materialien‹ in ihrem Sinne und in originärer Perspektive zum Sprechen bringen.